



Natascha Wodin, **Sie kam aus Mariupol**. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2017. 365 Seiten, 19,95 Euro



Natascha Wodin, **Die gläserne Stadt**. Roman (1983). Mit einem Nachwort von Jan Schulz-Ojala. Ars Vivendi Verlag, Cadolzburg 2017. 280 Seiten, 20 Euro

Muttersuche, verdichtet

Ein gutes Buch über schlechte Zeiten

Von Klaus Hübner Der Name Mariupol taucht immer mal wieder in den Nachrichten auf. Denn die bis ins 20. Jahrhundert hinein vom weitgehend friedlichen Zusammenleben unterschiedlichster Kulturen und Religionen geprägte Stadt am Asowschen Meer liegt genau dort, wo sich Russen und Ukrainer seit Jahren bekriegen. Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko wurde 1920 in Mariupol geboren – und ging im Oktober 1956 im fränkischen Forchheim wortlos aus ihrer Wohnung, um in der Regnitz aus einem Leben zu scheiden, das in der Hauptsache aus Hunger, Krankheit, Gewalt und Todesangst bestanden hatte. Sie wuchs in einer Zeit auf, in der Stalin und seine Kommissare die einst blühende Ukraine in ein bestialisches Schlachthaus verwandelten, ins blutende Herz der sowjetischen Finsternis. Hautnah erlebte sie den deutschen Überfall auf ihre Heimat, die Schrecknisse des berüchtigten »Unternehmens Barbarossa« und die nicht minder grausame Rückeroberung des verwüsteten Landes durch die Rote Armee. Letztlich hatten sie und ihr Mann »wahrscheinlich nur die Wahl zwischen Pest und Cholera, zwischen der Zwangsarbeit in Deutschland oder dem Tod in der Ukraine«. In den letzten beiden Kriegsjahren, als Arbeitssklavin in einem Rüstungsbetrieb des Flick-Konzerns im permanent bombardierten Leipzig, wurde alles noch schlimmer. Und als die früheren »Ostarbeiter« nach Kriegsende zu »Displaced Persons« wurden, ging das tägliche Elend auf andere Art und Weise weiter.

Im welthistorisch einschneidenden Jahr 1945 wurde Natascha Wodin in Fürth geboren, und mehr als sieben Jahre später legt die seit den 1980er-Jahren anerkannte und mit zahlreichen Preisen bedachte Schriftstellerin ein Buch vor, das Jewgenias Schicksal und das ihrer Familie literarisch überzeugend vor Augen führt. Jewgenia war Nataschas Mutter: »Meine kindliche Vorstellung vom Herkunftsort meiner Mutter überdauerte Jahrzehnte in meinen inneren Dunkelkammern.« Erst spät war Natascha Wodin dazu in der Lage, diese Dunkelkammern auszuleuchten. Sie hat genau hingesehen und berichtet auch über ihre mühsame Rechercharbeit. Herausgekommen ist ein beklemmendes und höchst beeindruckendes Buch, das auch mehrfach auf ihren ersten

Roman *Die gläserne Stadt* von 1983 anspielt, der in diesem Frühjahr im Ars Vivendi Verlag neu aufgelegt wurde.

Sie kam aus Mariupol hat keinen Untertitel – kein fiktionaler Roman also, sondern eine Spurensuche in der Tradition der dokumentarischen Literatur, die in ihrem immer wieder von Fragen und Vermutungen durchsetzten Berichtsgestus an Bücher von Christa Wolf, Peter Härtling und bisweilen auch Dieter Kühn erinnert. Diese Spurensuche besitzt beträchtlichen zeithistorischen Wert. Die in den 1920er- und 1930er-Jahren spielenden Passagen sind eine bewegende Anklage der menschenverachtenden Stalin-Diktatur, vor allem dort, wo die Erzählerin den Alltag ihrer Tante Lidia im karelischen »Arbeitserziehungslager« Medweshja Gora schildert – nicht nur bei ihrer Arbeit als »Lehrerin in einer Strafkolonie für minderjährige Häftlinge« sieht Lidia dort täglich dem Tod ins Auge. Auf den letzten hundert Seiten ihres Buches zeigt Natascha Wodin klar, ausführlich, detailliert und angereichert mit oft unglaublich brutalen Dokumenten und Zitaten, wie es Abertausenden von Zwangsarbeitern im Deutschen Reich erging und wie wenig die beginnende Wirtschaftswunderzeit dazu bereit war, Not und Verzweiflung von »Displaced Persons« ernst zu nehmen – nach dem Krieg erinnerten diese Menschen offenbar »an etwas, wovon niemand mehr etwas hören will«.

Natascha Wodin führt auf glaubwürdige Weise vor, wie ein Mensch zwischen den Mühlsteinen der Verhältnisse zerrieben werden kann. So todtraurig und furchtbar Jewgenias Geschichte auch sein mag – *Sie kam aus Mariupol* ist ein großartiges und unbedingt lesenswertes Buch. Im Wesentlichen geht es um eine Muttersuche in schrecklichen Zeiten, und damit scheint Natascha Wodins Werk ein anderes Thema zu haben als die »Lagerliteratur« eines Imre Kertész, Primo Levi oder Jean Améry. In seiner behutsamen und eindringlichen Erzählhaltung sowie seiner klug und geschickt verdichteten poetischen Intensität aber steht es deren Meisterwerken nicht nach. Seine Auszeichnung mit dem Preis der Leipziger Buchmesse 2017 ist mehr als gerechtfertigt. ■■■■